

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336777)



# Glück zum neuen Jahr!

## 1890.

Hier steht sie, die Zahl, die, sobald die Mitternachtstunde des letzten Dezember geschlagen hat, vom 1. Jan. ab unsere schnell-fahrenden Menschentage für eine Weile weiter bezeichnen soll. Sieh' sie Dir an, lieber Leser, denn sie ist vorerst das einzige Neue, was das neue Jahr Dir bringen wird. Voll und kräftig sind ihre rundgeschlungenen Zeichen, aber einfach und harmlos sehen sie auf den ersten Anblick aus. Und doch bilden diese wenigen Zeichen eine Zahl, an die sich künftig, wer weiß wie viele Erinnerungen freudigen und traurigen Inhalts knüpfen werden, die aber jetzt mit ihren offenen Rundungen einem leeren Rahmen gleicht, in welchen erst nach und nach eine höhere, unsichtbare Hand Bilder hinein zeichnet, darin Licht und Schatten, helle und dunkle Farben, Lebens- und Todesgestalten in bunter Fülle werden zu schauen sein. Aber weil dieser Rahmen noch leer ist zur Zeit, so füllen wir ihn einstweilen aus mit unseren Gedanken und Hoffnungen, und umschlingen ihn mit unseren Wünschen, deren Erfüllung wir allerdings höheren Händen anheimgeben, zu deren Erreichung aber auch wir mit Herz und Hand in Treue uns vereinigen müssen. 1890! Mit dieser Jahreszahl treten wir in das letzte Jahrzehnt eines Jahrhunderts, das so reich war an welt- und völkererschütternden Ereignissen, das so viel des Neuen und Großen für die Menschheit brachte auf allen Gebieten des staatlischen, bürgerlichen und gemeinschaftlichen Lebens, wie kaum ein anderes unserer christlichen Zeitrechnung. Für uns Deutsche, für uns in Baden ein doppelt bedeutungsvolles Jahrhundert, weil es aus einigen Trümmern des an seiner Wende zusammenbrechenden alten deutschen Reiches das Großherzogtum Baden, anstelle des alten das neue deutsche Reich, den vielverfolgten „Traum der Herrlichkeit“ erstehen ließ.

Was wird dieses neue, letzte Jahrzehnt uns bringen? Welchen Zuständen gehen wir entgegen? In welchen Verhältnissen werden diejenigen leben, denen unter uns jetzt Lebenden es beschieden sein mag, das neue Jahrhundert zu begrüßen? — Drüben in Frankreich haben sie eben begonnen, nachdem sie inzwischen zweimal eine Republik, zweimal ein Kaiserreich gewesen und einmal es auch wieder mit einer Art Königtum probiert, die hundertjährige Feier der Revolution zu begehen, aus der alle diese schönen

Dinge herausgewachsen waren. Aber schon stehen die Totengräber der jetzigen Republik bereit, auch diese wieder unter den Boden zu bringen, Frankreich wartet nur darauf, wer den Muth haben wird, den vorherbedungenen Preis dieser Arbeit mit der Rache am Deutschen Reiche zu zahlen. — Hinten in Rußland fährt der Kaiser fort, aus wohlbegründeter Abneigung vor dem Dynamit und der Kugel der unermüdlischen Verschwörer sich vor seinem Volke abzuschließen, aber seine Heere zu mehren, weil Volk und Verschwörer eins darin sind, alle faulen Zustände im heiligen Rußland den Deutschen zur Last zu legen und liebäugelnd mit den Franzosen nur auf die Gelegenheit warten, um ebenfalls Rache für niemals verübtes Unrecht an Deutschland zu nehmen. England und Amerika, unsere braven, aber etwas neidischen Vettern jenseits der näheren oder ferneren Meere, machen hie und da wegen einiger Inseln im weiten Ocean, die Deutschland sich mit etwas begehrlischen Blicken näher anzuschauen wagt, einen Lärm, als ob sie grimmerfüllt die Zahl unserer Feinde mit ihren ungezählten Millionen noch vergrößern wollten.

Und Holland und Belgien, das kleine, fast mit einem deutschen Regenten beglückte Luxemburg nicht zu vergessen, schauen mit süßsaurer, aber etwas hänglicher Miene zu, was aus dem Allem werden soll. Feinde und schlechte Freunde ringsum, nur das alte Oesterreich und das junge Italien in wirklicher Freundschaft uns zur Seite!

Was haben wir denn gethan, um all' diese Feindschaft auf uns zu laden? Wir sind ein einiges Reich

geworden, das nicht mehr der Spielball fremder Herrscher und der Tummelplatz fremder Heere sein will, und haben unbeirrt von aller Anfeindung von außen, auch von allem Mißverstand und Mißtrauen von innen, uns bemüht, im Frieden unser eigenes Haus zu bestellen und wohnlich einzurichten.

Man mag im Einzelnen über manches mehr oder weniger von Rechten und Freiheiten im innerstaatlichen und bürgerlichen Leben streiten, aber im ganzen ist es doch unbestreitbar: wir Alle im deutschen Reiche, sind, was man im politischen Sinne ein freies Volk nennt. Jeder ist an eigenen Herde ein freier Mann, nicht unter dem Regimente der Willkür, sondern unter dem Schutze des für Alle gleichen Gesetzes. Jedem Bürger des deutschen Reiches ist freie Bahn vor seinen Füßen gegeben; die Mittel der Bildung in wohleingerichteten Schulen und die Ziele der Ehre stehen ohne Unterschied einem Jeglichen zu Gebote. Jedem Deutschen ist um ihn her ein freier Spielraum seiner Kräfte gegönnt; er wählt sich frei seine Arbeit und steckt frei nach dieser oder jener Seite die Netze des Erwerbes aus. Frei geht das Wort über des Landes Wohlfahrt durchs Land hin bis vor die Stufen der einzelnen Fürstenthronen wie des alle überragenden Kaiserthrones. Frei sinnt die Wissenschaft den Gesetzen der Wahrheit und des Lebens nach und verkündet unbehindert ihre Ergebnisse. Frei waltet in den mannigfaltigsten Gestalten der religiöse Glaube im Heiligtum des Hauses, in der Entwicklung der Gemeinden und Kirchen, in jeder würdigen und friedlichen Einwirkung auf das Ganze des Volkslebens.

Das Alles sind edle und herrliche Güter, unveräußerliche Rechte, die unser Volk niemals geringschätzen, niemals mehr preisgeben darf, ohne sich selbst zu entwürdigen. Dazu hat Deutschland ein Werk unternommen, das die richtige und notwendige Fortsetzung der gesellschaftlichen Entwicklung ist, die mit der großen Revolution vor 100 Jahren begonnen hat. Handelte es sich dort vorzugsweise um Befreiung und Selbstständigkeit des sogenannten dritten Standes, nämlich des bürgerlichen Standes, so hat das deutsche Reich des sogenannten vierten Standes, des Arbeiterstandes, sich angenommen, und aus dem wahrhaft väterlichen Herzen des ehrwürdigen Schöpfers des deutschen Reiches, des in Gott ruhenden Kaisers Wilhelm I. entsprungen, und von Regierung und Reichstag zum Gesetze erhoben und beraten worden, die den Schutz und die Fürsorge des arbeitenden Mannes in seinen kranken und alten Tagen im Auge haben.

Die vorliegenden Arbeiter-Unterstützungs-Gesetze können allerdings zunächst nur als ein Anfang und Versuch betrachtet werden. Die große Mehrzahl der Arbeiter verhielt sich seither ablehnend, weil sie selbst ihr Scherlein dazu beitragen müssen. Auch sonst im Volke hält man die neuen Gesetze, so besonders das Gesetz über die Altersversorgung, welche erst mit dem 70. Jahre eintritt, für verfrüht, weil die Gesetze über Kranken- und Unfallversicherung sich als sehr verbesserungsbedürftig erwiesen haben und deren Verwaltungskosten zur Zeit noch einen Hauptteil der Beiträge verschlingen. — Aber der Anfang ist trotz alledem gemacht: den Hauptgrund der Unzufriedenheit des Arbeiterstandes an der Wurzel zu fassen und die Gesetzgebung wird nicht ruhen, bis das Richtige gefunden. — Die Einsicht der Arbeiter wird auch nicht ausbleiben, sie werden die ihnen gebotenen Vorteile und Unterstützung bald als solche erkennen und mit Hand anlegen an deren Vervollständigung.

Alle diese Güter zu bewahren: Selbstständigkeit, Macht und Kraft nach außen bis über die Meere hin zum Schutze und zur Ausdehnung unseres Handels und Verkehrs; Freiheit, Gerechtigkeit, Bildung und Bürgerschutz im Innern, das Unvollkommene daran auszubauen und zu verbessern auf Grund der Erfahrung und nach Maßgabe der ewigen Gesetze der Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit: das ist auch für die Zukunft die Aufgabe des deutschen Volkes; es ist dies allerdings eine schwere und ernste Aufgabe, und es kann uns beim Blick nach außen und nach innen, rückschauend auf das, was wir erlebt und hinausschauend auf das, was zu drohen scheint, bange werden, ob's wolle vorwärts oder rückwärts mit uns gehen. Oft will es uns gemahnen, als ob die Sturmtage, die unser jetzt lebendes Geschlecht in den vergangenen Jahrzehnten erlebt, ein nur schwaches Vorspiel dessen wären, was das zu Ende gehende Jahrhundert in seinem letzten Jahrzehnt uns noch zu schauen, zu kämpfen und zu leiden bringen werde. Die Blitze zucken und die Donner grollen ja im Osten und im Westen; ebenso laut grollt die Gefahr unter unsern Füßen, woran uns gerade im letzten Sommer die weithin plötzlich ausgebrochenen Arbeitseinstellungen eindringlich genug erinnerten. Da gilt es gerade für jeden Freund des Volkes und Vaterlandes, sich um das Panier zu sammeln, das an der Spitze der deutschen Fürsten und des ganzen Reiches stark und kühn, entschlossen und besonnen unser jugendlicher Kaiser emporhält. Von dem, was die Vorsehung über uns verhängen möchte, kann allerdings auch unser hochgemuter Kaiser

Wilhelm  
Bundes  
in gute  
menhalt  
zehnt d

Drin

Wie d

Ein Bir

An  
res 1848  
langbär  
hereinge  
Altäre,  
verfolgt  
lassen v  
Bauern.

frei is

Priest

Dann

Ach un

über die

U

Mann

diesmal

übertrie

haben.

an eine

nächsten

ging in

wenige

den ent

Landes

stadt de

rückt un

Gerücht

damals

fig und

als ob

Luft zu

Telegr

leitung

Bauern

Brand

wollten

Laufe d

wäre ei

zutra

beschloß

um das

Fl

denten

gen Bä

Thal en

mit wa

fanterie

wässer

Vogelst

Welt!

Na

garde k

überseht

gelegent

Wilhelm II. mit allen Heeren und den treuesten Bundesgenossen uns nicht bewahren. Aber in guten und in bösen Tagen mit ihm zusammenhaltend, trauen wir auch für das letzte Jahrzehnt dieses gewaltigen Jahrhunderts darauf:

Der die Sterne lenket am Himmelszelt,  
Der ist's, der unsre Fahne hält.

Drum Glückauf 1890!

### Wie des Paters Predigt in Erfüllung gegangen ist.

Ein Bild aus dem Jahre der Revolution von P. A. Mosegger.

An einem Sonntage war's, im Frühlinge des Jahres 1848. In der Kirche des Klosters F. predigte der langbärtige Pater Gusebius über die gottlose Zeit, die hereingebrochen sei. „Die Throne stürzen sie und die Altäre,“ rief er und fuhr fort: „Die Diener Gottes werden verfolgt von Studenten und Bürgern und sind verlassen von den Bauern. Vogel-frei ist der Priester!“

Dann rief er Ach und Weh über die Welt.

Und der

Mann schien diesmal nicht übertrieben zu haben. Schon an einem der nächsten Tage ging in der nur wenige Stunden entfernten Landeshauptstadt das Gerücht um, (und Gerüchte flogen damals so häufig und so rasch, als ob jeder Luftzug eine Telegraphen-

leitung wäre), in der Gegend von F. rotteten sich Bauern zusammen, um das Kloster zu berauben, in Brand zu stecken und die Priester zu erschlagen. Sie wollten Alles wieder zurückhaben, was das Kloster im Laufe der Zeiten den Bauern abgenommen hätte. Es wäre eine sehr aufgeregte bedrohliche Bande, der Alles zuzutrauen. Sofort war die Nationalgarde da und beschloß, eine Compagnie nach F. abgehen zu lassen, um das Kloster zu schützen.

Slink und munter marschierte die Abtheilung, Studenten und Bürger, Alles mit Cocorde und dreifarbigem Bändern geschmückt, unter Fahne und Musik das Thal entlang. Nur wenige Verrittene waren darunter, mit wassenuntundigen Landeuten nimmt es auch Infanterie auf. Von den Bergen rauschten die Lenzwässer nieder, Wiesen und Felder in hellem Grün, Vogel-sang auf allen Bäumen! Wie schön ist doch die Welt!

Nach sechsständigem Marsche langte die Nationalgarde bei dem Flecken F. an. Dort aber, wo der Fluß überseht werden mußte, um in das jenseits desselben gelegene Kloster zu gelangen, sahen die Krieger, daß

die Brücke bereits besetzt war. Eine Rote von etwa hundert Mann, Bauern, Holzleute, Handwerker und manch zweifelhafte Gestalten darunter. Alle bewaffnet, mit Axten, Sensen, Schießgewehren, langen Spießen, Feldhauen, Pistolen, Messern und Knütteln versehen und drohend auf der Straße gegen die Brücke hin aufgestellt.

Der Commandant der Nationalgarde ließ etwa hundert Schritte von der Bauernrote Halt machen und forderte die Wegelagerer auf, zurückzuweichen. „Oho!“ rief es viestimmig und anstatt nach rückwärts, rückten sie vorwärts, noch näher an die Brücke. Nun trat aus den Bauern ein hochstämmiger und wildbärtiger Mann vor, dieser rief der Garde zu: „Stadt-leut, ich sag es euch, weicht willig zurück! Die Brücke gehört uns und das Kloster gehört auch uns.“

„Ich fordere euch noch einmal auf, die Brücke frei zu lassen!“ rief der Commandant, „sonst werden wir sie mit Gewalt nehmen.“

Schlug die Bauernrote ein Gelächter an. Jeder hielt seine Waffe in Bereitschaft und der Wortführer

sprach: „Stadt-leut! Wenn ihr noch 3 Schritt nach vorwärts thut, so laß ich auf euch schießen. Das Kloster geht euch nichts an, das ist unsere Sach! Brennet und ranbet ihr in der Stadt drinnen, wie ihr wollt, dahier sind wir die Herren. Habt's verstanden?“

Nach diesen Worten wendete sich der Mann und gab seinen Beuten den Befehl, über die Brücke zu marschieren.

„Halt!“ schrie der Garde-Commandant, „den Ersten, der die Brücke betritt, lasse ich niederbrennen!“

So standen sie sich jetzt gegenüber, die Gewehre aufeinander angelegt und gegenseitig im Begriffe, den Ersten, der die Brücke passiren wollte, niederzuschießen.

Drüben im Kloster läutete die Glocke. War es Sturm-läuten, war es ein Det- und Hülfesruf im Angesichte des Feindes? Schon lange war von einem Ueberfall gemunkelt worden. Nun sahen sie, es wurde Ernst. Die Mönche flüchteten in die Kirche und verammelten die Thüren. Andere krochen in die Keller, wieder Andere eiften in die Büsche des Gartens hinaus. Der Abt brachte mit Hilfe zweier Fraters die Kassen in Sicherheit, dann stieg er auf ein Thürmchen, um zu sehen, daß jenseits des Flusses die beiden Heere sich noch immer fast bewegungslos gegenüber standen. Zwei feindliche Horden, die jetzt wohl bald gegeneinanderfahren würden, um zu entscheiden, welcher der Bissen des Klosters zufallen sollte. Dann entschlossen sich die Geistlichen, zu dem bösen Spiele gute Miene zu machen, die Eindringlinge und Räuber höflich zu empfangen, zu bewirthen, um so vielleicht wenigstens mit dem Be-



Wer sagt denn, daß wir das Kloster anzünden wollen!

ben davonzukommen. Die Fraters beteten und zeternten und zitterten und beschworen die Rache Gottes herab auf die Kirchenschänder, Heiligthumsräuber und Priester-mörder. — Der Himmel hatte sich mit Wolken verdüstert. Wie es doch traurig ist auf dieser Welt!

Mittlerweile waren drüben die Garde und die Bauernschar sich immer noch drohend gegenübergestanden; weder von den Einen, noch von den Anderen ließ es Einer auf den ersten Schuß antommen.

„Leute!“ rief endlich der Garde-Commandant den Gegnern zu, „wollt ihr wirklich den Kampf heraufbeschwoeren? Ist nicht schon genug Blut vergossen worden in diesen Tagen? Seid vernünftig, geht ruhig auseinander, heim in eure Häuser zu Weib und Kind und zur gewohnten Arbeit. Ich bitte euch, laßt euren gesunden Sinn nicht bethören von Raub- und Mordgedanken, es gibt noch ein Gesez im Lande!“

Ein Hohngelächter war die Antwort.

Hernach trat der Wortführer der Bauern einige Schritte nach vorwärts und sagte völlig gelassen: „Stadt-leut! Ihr werdet mich wohl nicht niederschießen, wenn ich etliche Schritt' daran gehe, ich mag nicht so schreien. Wir können es ja in

Güten ausreden, denn ihr seid gar freundliche Leut', weil ihr uns einen so guten Rath' geben habt. Wir brauchen ihn aber nicht und geben ihn wieder zurück. Geht ihr heim zu Weib und Kind und arbeitet was, daß euch die Raub- und Mordgedanken vergehen. Und wenn ihr schon gehent' sein wollt, so zündet eure Stadthäuser an und nicht das Kloster, wo die unschuldige Geistlichkeit wohnt!“

Jetzt trat auch der Garde-Commandant etliche Schritte gegen den Bauernanführer hin und sprach: „Wer sagt denn, daß wir das Kloster anzünden wollen?“

„Mag ja sein, daß euch dasmal nur ums Rauben und Morden zu thun ist,“ entgegnete der Bauer. „Aber, meine lieben Stadt-leut', dasmal sind wir euch zuvorgekommen. Wir haben vorgestern schon Wind gehabt von eurem Ueberfall und uns zusammengethan. Und wenn wir euch zu wenig sind, so werden in einer Stunde noch dreimal so viel nachkommen und unser Kloster und unsere Geistlichkeit vertheidigen wir bis auf den letzten Blutstropfen.“

„So ist's!“ schrie die Rote fast einstimmig, „gehts nur her, ihr Bauernschinder! ihr Heiden und Mordbrenner! Wir wollen einen steirischen Tanz mit euch halten. Für euch haben wir schon lang' geladen. Und das Jahr lassen wir die Bäum' im Wald stehen und hauren die dürren Stadtherr'n um, daß der Teufel Scheiter hat in der Höl!'“

Der Garde-Commandant bat nun den gegnerischen Anführer, daß er seinen Truppen das Schweigen befehle. Dieser wandte sich um und rief laut: „Männer, ihr sollt's das Maul halten, sag' ich euch.“

Da wurden sie ruhig.

Der Garde-Commandant trat nun ganz zu dem Begner hin und sagte: „Es ist kein Spaß, wie wir uns jetzt gegenübersehen, und doch muß ich lachen.“

„Mir ist aber schon gar nicht ums Lachen jetzt wo's alle Augenblick aus den Nöhren pfeifen kann,“ versetzte der Bauer. „Wenn ihr Stadt-leut' lachen könnt', so könnt' ihr auch umkehren und uns in Fried' lassen. Meinen Gott wollt' ich danken, wenn der heutige Tag gut ablaufen möcht'. Wir Bauers-leut' sind zum Kriegsführen nicht eingerichtet. Aber das sag' ich heilig noch einmal: ehevor wir dem Kloster was thun lassen, ehevor —!“ Er hob seine schwere Pistole und nahm eine sehr drohende Stellung an. Vom Himmel begann Regen zu tröpfeln. Die Leute wurden ungeduldig, hüten und drüben.

„Ich glaube, Vetter,“ sagte nun der Garde-Commandant lachend zu seinem Gegenmann, „wir können uns die Hand reichen, in der Sache scheint ein großer Irrthum zu sein. Habt ihr nicht gesagt, daß ihr gekommen wäret, um vor uns, den Stadt-leuten, das Kloster zu schützen?“

„Und werden es thun, so wahr ein Gott im Himmel ist!“ rief der Bauer und Andere in seiner Rote riefen es nach.

„Nun seht,“ sagte der Garde-Commandant, „wir sind aus demselben Grunde gekommen. Wir haben gehört, daß die Bauern das Kloster angreifen wollten und haben uns, die wir jetzt die Ordnung im Lande aufrecht halten müssen, eilig auf den Marsch gemacht, das Kloster zu vertheidigen.“

„Stadt-leut!“ sagte nun wieder der Bauer, „ihr müßt uns für sehr dumm halten, daß wir das glauben sollen und euch über die Brücke lassen.“

„Wenn ihr nicht über die Brücke geht, so haben auch wir nichts zu thun drüben,“ entgegnete hierauf der Garde-Commandant. „Zieht ihr ab, so thund wir's auch.“

„Ja. Der Teufel macht den Anfang!“ rief der Bauer.

„Den Teufel brauchen wir nicht. Wir machen den Anfang,“ sprach der Garbist. „Ich schick' den ersten Mann davon.“

„Und ich den zweiten,“ so der Bauer.

„Dann lasse ich den Dritten gehen!“

„Und ich den Vierten, bis wir fertig sind.“

„Es gilt!“ sagte der Garde-Commandant und sie ließen Mann für Mann auf Urlaub gehen. Die Leute zogen sich zurück und zerstreuten sich. Es war die radikalste und ehrlichste Abrüstung, die je vorgekommen. Endlich stand an der Brücke niemand mehr, als die beiden Hauptmänner.

Diese schritten nun selbender über die Brücke und



Pudet mo, „ich schäme mich!“

dem K  
wartun  
rückte  
Kloster  
der zu  
sich ber  
fortgela  
sein A  
tomme

W  
als das  
beiden  
eine Fe  
mir gla  
in der  
Pater

allen M  
sichte d  
M  
ten und  
Patres  
seinem  
als:

De  
so viel  
„M  
Jener.  
„S  
Leibe,  
schüler

„D  
rief Pa  
vorigen  
daß wir  
und im  
m  
fümmen  
daß Du  
andern

Se  
oder G  
radenid  
cherlei,  
Begriff

W  
des ein  
zwar n  
durch G  
nach vi  
storben  
seines V  
bedenkl

Ja  
war de  
Bumme  
eine re  
mest Na  
mzähl  
tam er  
dachte  
lautem  
irgende  
Unfel  
dem W  
machte

dem Kloster zu. Dort machten sie dem Abte ihre Aufwartung und theilten ihm mit, daß irrthümlicher Gerüchte wegen beide Heere gekommen wären, um das Kloster mit Allem, was dran und drin sei, voreinander zu vertheidigen und zu schützen. Daß sie nun, als sich der Irrthum glücklich aufgelöst, ihre Leute bereits fortgeschickt hätten und der Hoffnung wären, es würde kein Anlaß zu einem neuerlichen Anrücken mehr vorkommen.

Was kann hierauf geschehen sein! Nichts anderes, als daß der Abt eine Mahlzeit zubereiten ließ und die beiden Hauptmänner dazu als Ehrengäste einlud. Wer eine Festtafel im Klosterrefektorium kennt, der wird mir glauben, daß es sehr munter dabei herging; und in der That, der Abt und Pater Schachmeister und Pater Kellermeister und Pater Küchenmeister hatten allen Anlaß dazu, sie ersparten noch immer im Angesichte dessen, was sie an diesem Tage erwartet hatten.

Als schon die Kronleuchter und Aller Augen strahlten und Aller Zungen ledig waren, verhällte einer der Patres mit den Händen sein Gesicht und murmelte seinem Nachbar zu: „Pudet me!“ was so viel heißt, als: „Ich schäme mich.“

Der Nachbar fragte: „Cur, Frater Eusebius?“ was so viel heißt, als: „Warum, Bruder Euseb?“

„Meine Predigt vom vorigen Sonntag!“ künfterte Jener.

„Ei, bleibe uns jetzt mit Deinen Predigten vom Leibe, ehrwürdiger Eusebius. Stoß an! Unsere Beschüher sollen leben!“

„Das sollen sie auch! Hoch die Streiter des Herrn!“ rief Pater Eusebius, „aber,“ setzte er flüsternd bei, „am vorigen Sonntage habe ich im Namen Gottes gepredigt, daß wir Priester verfolgt würden von den Städtern und im Stiche gelassen von den Bauern.“

„Bruder!“ sagte der Nachbar und legte dem Bekümmerten die Hand auf die Achsel: „Danken wir Gott, daß Du Unrecht hattest, und ein andermal, Euseb, ein andermal predige besser!“

31

### Afrikanisches.

Seit wir unter unsere deutschen Schutzbürger oder Hinterlassen auch eine erkleckliche Anzahl pechradenschwarzer Mohrennidel zählen, erleben wir mancherlei, woran wir früher nicht dachten, und unsere Begriffe erweitern sich.

War da in einem Städtlein unseres Heimathlandes ein Studiosus der Medizin, guter Leute Kind, der zwar nicht durch Fischen und Vogelfangen, sondern durch Sausen und Raufen zu Grunde gegangen, und nach vielen, vielen Semestern das Studium endlich an den Nagel gehangen hatte. Seine Eltern waren gestorben und als sein Oheim ihm den bescheidenen Rest seines Vermögens baar auf den Tisch legte, da kam die bedenkliche Frage: Was nun? —

Ja, was nun? — Um etwas Rechtes anzufangen, war der eble Jüngling zu alt und — zu faul. Zum Bummeln langte das „Gersfle“ nicht, — kurz, es war eine recht verzweifelte Geschichte.

Nachdem der Herr Ermediziner unter Zuhilfenahme unzähliger Schoppen die Frage gründlich studiert hatte, kam er endlich zum Entschlus. Die Welt ist weit, dachte er, also — lustig hinaus in die Ferne, mit lautem Hörnerklang, es wird sich doch irgendwo auch irgendetwas finden, was seinen Mann nährt. Dem Onkel war es nicht unlieb, daß der Fludribus aus dem Wege kam, sonst hielt ihn auch Niemand, und so machte er sich denn, nachdem seine Freunde ihn glän-

zend hinausgeschossen, auf die Socken, um sein Glück zu suchen.

Monate vergingen, und aus Monaten wurden Jahre, — es kam keine Nachricht von dem Glücksucher, nur einmal gelangte in sein Heimathstädtchen das Gerücht, er sei nach Afrika verschlagen worden, und dort verschollen.

Ploßlich kam unerwartete Kunde, der Lips, so hieß der Gutebel, habe geschrieben — sein Onkel habe einen Brief erhalten. Fabelhaftes Glück habe der Schwerendüther gehabt, er habe das Gold zum Vermuthen und als Probe habe er seinem Onkel gleich ein paar Klumpen geschickt, wie man es dort beim Kartoffelausmachen finde. Das Gerücht verbreitete sich mit Windeseile, und als der Onkel Abends zum Schöpfflein in den Rappen kam, fand er eine zahlreiche Gesellschaft, welche vor Neugierde platze — sogar der Herr Amtmann und der Herr Bürgermeister hatten sich eingefunden.

Alles stürmte auf den unglücklichen Briefempfänger ein.

„Was ist's mit dem Lips? Hat er g'schriewe? Hat er e 10-Pfund-Postsenbung Goldklumpe g'schickt?“ und so ging es fort. Auf Alles sollte der biedere Onkel auf einmal Antwort geben. Als er sich endlich etwas Ruhe verschafft und der Herr Oberamtman mehrere Male „Silentium“ geboten hatte, sprach er:

„Meine Herre, ich dent 's wird 's Beschte sein, ich les den Brief gleich vor, dann kann sich Jeder die Antwort auf sine Frage selber zammebeschte. Also höre:“

Vibitown Südwest, den 7. Aug. 1888.

Lieber Onkel!

Daß ich so lange nicht geschrieben, mußt Du entschuldigen, allein die Regierungsgeschäfte nehmen mir gar zu viele Zeit weg.

„Regierungsgeschäfte?“ unterbrach der Herr Oberamtman den Leser, „Regierungsgeschäfte, — hat denn der Lips eine Anstellung?“

„Bitte — werden es gleich hören. Also, da bin ich, — ja, — Regierungsgeschäfte; — nun weiter:“

„Ich bin nämlich jetzt Erbprinz von Vibitown, da ich die einzige Tochter des Königs Bibit, die schöne Prinzessin Bebe-Bibi geheirathet habe. Mein lieber Schwiegervater ist schon alt und da er durch die Last seiner Jahre sehr geschwächt ist, und viel, viel Schnaps trinken muß, so ruht die Regierung ganz auf meinen Schultern.“

Du kannst Dir denken, daß es da schrecklich viel zu thun gibt, besonders die auswärtigen Angelegenheiten nehmen mir entseßlich viele Zeit weg. Auch die Kultur meines Volkes muß noch sehr gehoben werden, nicht einmal ordentliche Schulen hat es da — von Bierhäusern nicht zu reden. Der Palmwein, den man da trinkt, ist ein miserables Gefosse, — das muß anders werden, — das ewige Schnapstrinken ist doch eigentlich nicht recht gesund.

Uebrigens lebe ich sonst ganz glücklich, ich habe bereits zwei Prinzessinnen. Ich hätte auch einen Kronprinzen, aber wir haben nämlich ein kleines Mißgeschick gehabt: Der Großvater hat im Schnapsbusel das Maxle aufgefressen. Nun — man muß sich trösten — ländlich, sittlich. — Ich hätte Dir gerne ein paar Goldklumpen geschickt, aber das Porto ist zu hoch, da die Post unser Muschelgeld nur zu einem elend niederen Kurs annimmt.

Sonst nichts Neues; grüße mir die Bekannten und lasse bald etwas von Dir hören.

Dein treuer Neffe

Lips II., Kronprinz von Bibitown,  
Herzog von Bumbalo.

N. B. Bitte die Adresse recht genau zu schreiben; die Briefträger können nicht lesen.

„Hm, hm,“ meinte der Herr Obereinnehmer „es sind doch kuriose Zustände dort; — Kinderfressen — hm, hm, — ist doch sicher polizeiwidrig!“

„Nu, und also keine Goldklumpen?“ fragte der Bürgermeister.

„Bis jetzt ischt nix gekommen.“

„So — o —“ sprach gehöhnt der Bürgermeister, „so, so, 's Kinderfressen könnt' mer allenfalls noch so hingehn lasse, aber mit dene Goldklumpe ischt es doch nit so sicher und zudem auch keine Wirthshäuser dort, — also keine Spur von Kultur — ich für mein' Theil bleib' doch lieber daheim, sag ich — hab' ich g'sagt.“

### Der gelehrte Bürgermeister.

Es gibt Leute, welche so geschickt sind, daß sie in Gesellschaft den Schnabel halten, auf daß Niemand merkt, wie dumm sie eigentlich sind. Der Herr Gemeinderath Schwäble war freilich keiner von denen, er meinte, weil ihn Gott in seinem Zorne, und die Wähler in ihrer Einfalt nun einmal zum Gemeinderath gemacht, so habe er auch die Weisheit mit Köpfeln gegessen, spielte überall den G'scheidtle, und brachte sein

Blech an, wo er nur immer konnte. Nun, dafür war er auch, seines Zeichens, ein gelernter Blechner.

Der Herr Blechner und Rath Schwäble pflegte jeden Abend seinen rothglühenden Böhlsolben im Bierkug des goldenen Lammes abzulöschten, unter welchem Schilde sich die Honoratioren des Ortes jeweils versammelten.

Da kam einmal die Rede auf die wunderbare Naturerscheinung von Ebbe und Fluth, und der junge, neuzeitlich gebildete Lehrer sagte, man glaube in der Anziehungskraft des Mondes die Ursache gefunden zu haben.

Der Herr Rath Schwäble, den es schon lange genickelt, daß so ein blutjunger, bartloser Silbenschluder sich erlaube, am Herrentische das große Wort zu führen, gedachte dem jungen Herrn einmal ordentlich heimzuleuchten.

„Sage Se au, Herr Lehrer,“ fragte er mit seiner mannsfügen Bierstimme, „sage Se au, isch denn die Ebb und die Fluth au am helle, lichte Tag do?“

„Gewiß,“ meinte der Angeredete, „die Erscheinung tritt, je nach der Lage, sowohl Tag als Nacht ein.“

„Aha,“ höhnlachte der Blechrath, „also am Tag au?“ „Gud emol an! Einfältige Firlefanze sein des, will i ohne sage, des hätte Se besser überlege solle. Wo kann denn am Tag der Mond was anziehe, wann er gar nit do isch? Des isch klar, daß des ebbe numme so dumm's Schulg'schwäkö isch. Verschlehe Sie mich?“



Eine schreckliche Geburtstags-Überraschung. (Bild ohne Worte.)

Der Bä  
wiggahafe hä  
sein könne: e  
schaft, e sch  
schön; nor  
nämlich fe  
Nacht un d'  
Gottlieb fei  
g'schbanne i  
er bätt' der  
nämlich des  
Nacht hot je  
rit emol, da  
nach Manne  
boder de W  
Schebbele  
arg dorchtli  
weß war'.  
an eifersichdi  
fort hot je An  
Gottlieb kon  
freilich teuf  
war' — e  
falle, als w  
wege hot se s  
daß er Dren  
an wann er  
bern so e M  
hot, daß er n  
möcht', so h  
un a' sagt:  
du bleibst  
ich weh's.  
Mannsleit  
hunders da  
in Verschur  
falle, dann  
haft vun M  
nicht e sinn  
ich fenn' bich  
vun auß  
Verführung  
dreet Schdre  
wandle: neef  
for werd' d  
deist Fraa in  
d'rheem!"  
So hot je  
hot sage wol  
un'n Schbeit  
um sein leib  
ot, d'rheem  
un seine g  
t, noch die  
ebbele in  
bedauere  
Do emol  
August an  
Gottlieb gar  
nisse, — d  
ränderte, sch  
Mannheim  
Mannem un  
beschde Frei